

Buchbesprechung

Wer wir sein könnten

Stefan Federbusch ofm

In der politischen und gesellschaftlichen Diskussion ist eine zunehmende „Sprachverrohung“ festzustellen. Dies ist insofern bedenklich, als Sprache Wirklichkeit konstituiert und Welt schafft. Robert Habeck möchte aufzeigen, wie „diese sprachliche Grenzverschiebung der letzten Zeit funktioniert... und was der Unterschied ist zwischen fundamentalistischem und demokratischem Sprechen... Und ich möchte der Frage nachgehen, wie wir eine offene, dem Menschen zugewandte, kritische und kritikfähige, streitbare und kompromissfähige Gesellschaft sein können – überzeugt davon, dass den Anfang dafür die Sprache schafft“ (10).

Robert Habeck tut dies einerseits als Politiker, als Vorsitzender der Partei „Die Grünen“, er tut dies aber ebenso als Philosoph und Philologe, der er von Hause aus ist. Es geht somit um weit mehr als bloße Parteipolitik, es geht um die Ausrichtung unserer Gesellschaft als ganzer. Es verwundert daher nicht, dass der Autor als Philologe bei der Sprache ansetzt. „Denn wie wir sprechen, entscheidet darüber, wer wir sind. Und wer wir sein könnten. Nur was wir sagen können, können wir denken. Was wir aussprechen, wird Wirklichkeit“ (11). Und: „Sprache repräsentiert nicht etwas, was ohne sie da wäre, sondern bringt aktiv Wirklichkeit hervor“ (12). Habeck zeigt dies am Beispiel der romantischen Liebe auf, die „eine soziale Erfindung, eine Erzungenschaft“ sei, „Kein Gefühl, sondern eine „Gefühlsdeutung“, wie der Soziologe Niklas Luhmann es einmal formulierte“ (12-13).

Dies ist deswegen so bedeutsam, da das wichtigste Medium der Politik die Sprache ist. „Politik ist Sprache und Sprache ist Politik“ (127). „In der Politik ist Sprache das eigentliche Handeln“ (17). Dies macht sich nicht zuletzt in der Gesetzgebung fest. Zugleich schafft Sprache Bewusstsein. Anhand zahlreicher Beispiele zeigt Habeck auf, dass sich der feststellbare Rechtsruck zualererst an der Sprache festmacht. Einer Sprache, die umdeutet und die ausgrenzt. Für Habeck braucht es dagegen eine Sprache, „die Alternativen zulässt, die offen ist. Für eine Politik, die Vielfalt und Verschiedenheit als Stärke und Reichtum begreift“ (17). Dies vor allem, um die Demokratie zu erhalten und zu stärken. Ihr Kern sei die Fähigkeit, im Ausgleich der Interessen einen Konsens herzustellen. Dazu brauche es eine Sprache, die konsensstiftend sein kann (vgl. 29). Habeck sieht die Gefahr, dass aktuell eine neue politische Wirklichkeit geschaffen werde, dass die Prinzipien des politischen Streits durch die Begriffe, täglichen Sprechakte und Provokationen so lange ausgehöhlt werden, bis die Gesellschaft insgesamt ihre eigenen Grundannahmen nicht mehr anerkennt. „Die sprachliche Verrohung bereitet der gesellschaftlichen Verrohung den Weg“ (32). An die Stelle von Vernunft und Argumentation treten Glauben und Folgsamkeit. „Was zuvor unsagbar war, wird real: Die Würde des Menschen wird antastbar“ (32). Deutlich wird dies beispielsweise in der Umwertung von Begriffen, wenn diese zunehmend im Sinne der Nazi-Ideologie gebraucht und Menschen als Dinge angesehen werden. Eine Sprache

der Stigmatisierung löse den Grundsatz der Gleichheit auf und sei geprägt von Inhumanität. Mit Sprachbildern wie „Flüchtlingsflut“ und „Flüchtlingswelle“ werden Menschen entmenschlicht und entindividualisiert. „Eine totalisierende Sprache für eine totalitäre, unfreie, illiberale Gesellschaft und eine gelenkte Demokratie“ (50). Es gilt, sensibel zu sein für entsprechende Sprachbilder und sprachliche Deutungen. Etwa dann, wenn von „Volk“ die Rede ist. Im Sinne rechter Ideologie ist nicht mehr das „Staatsvolk“ gemeint, also die Menschen, die zu einem Staatsgebilde rechtlich dazugehören, sondern die Menschen, die bestimmten „völkischen“ Kriterien entsprechen. Habeck erläutert die (historische) Problematik, wenn von Deutschland als „Kulturnation“ die Rede ist sowie die Unterscheidung zwischen Demokratie und Diktatur. Während Diktatur eine totalisierende Sprache brauche, um Veränderungen abzuwehren, lebe die Demokratie von Veränderungen. Sie lebe von permanenter politischer Bewegung und Auseinandersetzung. Deshalb gilt aber auch: „Alle Politik ist Fragment. Sie ist nie fertig. Sie ist nie vollendet. Es gibt keine Perfektion. Das Wesen der Demokratie ist Veränderung, das der Diktatur ist Stillstand“ (66).

Für totalitäre Regime gibt es nur eine Wahrheit, in der Demokratie dagegen viele. Es gibt nicht mehr die absoluten Wahrheiten, da die Welt widersprüchlicher geworden ist. „Menschen suchen Sinn und Erklärung, und die Erfahrung der Moderne ist, dass es diese immer weniger gibt, dass unsere Leben oft genug absurd sind“ (75). Insbesondere die moderne Kunst spiegele das Absurde wider. Für Habeck ist sie daher der Lackmestest einer funktionierenden Demokratie. Kunst kann sich nur in Freiheit entfalten, will sie ihres kritischen Potentials gerecht werden. Jede von rechts geforderte „Entsiffung des Kulturbetriebs“ ist eine Einschränkung dieser Freiheit und Pervertierung ihrer Funktion. Gefährlich wird es immer dann, wenn „Sprache und Kultur festgeschrieben werden sollen, statt dynamisch, ja subversiv zu sein“ (81).

Im Werk von Habeck findet sich sogar eine kleine theologische Exkursion mit Blick auf den Johannesprolog, die Schöpfungsgeschichte und das Pfingstereignis. Wenn Gott die Welt durch das Sprechen erschafft, so folgert der Autor, seien „Gott und Sprache zwei Namen des Gleichen“ (83). Lange Zeit wurde von einer „Ursprache“ ausgegangen. Heute wird von rechts versucht, eine Aussage, einen Begriff, eine Sprache auf ihren „reinen Ursprung“ zurückzuführen. „Der Unterschied zwischen Babel und Pfingsten ist ein politischer. Man kann ihn im Kleinen der politischen Debatte finden und daran das Große der ideologischen Differenz festmachen“ (85). Pfingsten gehe es um die Fähigkeit, fremde Sprachen zu sprechen und Fremde zu verstehen. „Reinheitsgebote sind für Bier; für Sprache gilt, dass sie reicher ist, je vielfältiger ihre Einflüsse“ (86).

Allen politisch Aktiven schreibt Habeck ins Stammbuch: „Politik ist nicht die Technik der Macht, sondern die Demut vor Macht. Und dabei hilft eine bedachte, aber mutige, eine sorgsame, aber freie Sprache“ (93). Es gehe in der Konsequenz in der Sprache der Demokratie nicht um Wahrheit oder ewige Werte, sondern um Argumente und Rechte“ (99). Ebenso um Moral. Allerdings seien auf ihrer Grundlage Argumente zu entwickeln, die in der widersprüchlichen, unübersichtlichen Wirklichkeit bestehen können. „Moral muss man übersetzen. Und Wahrheit muss man pluralisieren. Es gibt meist mehr als eine“ (101). Für die *eine* Wahrheit seien die Religionen zuständig. Ein sprachlicher Populismus bediene sich der Verallgemeinerung, der unterstellten Al-

ternativlosigkeit, dem Vorurteil, dass früher alles besser war und der Einteilung der Gesellschaft in „Wir“ und „Die“. Er bediene sich zudem des Mittels der Angst. „Er braucht die Angst als Selbstverstärker“ (116). Aus Angst werden Maßnahmen getroffen und Gesetze erlassen, die die Angst weiter schüren statt sie zu mindern. Habeck bezeichnet dies als Ausdruck einer „politischen Thalassophobie“ (120). In der griechischen Mythologie bezeichnet der Begriff die Angst vor offenen Gewässern. Heute sei es die Angst vor Kontrollverlust und dem Unwägbareren, die verhindere, sich dem Offenen und Existentiellen zu stellen. Angesichts dieser Entwicklung plädiert der Autor für eine Sprache, „die einlädt und fasziniert, die unsere Leidenschaft weckt und die diese Leidenschaft nicht durch Feindschaft auf das andere schürt. Dann müssen wir mehr Offenheit wagen“ (122). Dies bedeute aber zugleich eine Hinwendung zu den konkreten Lebensumständen der Menschen, da die Moderne als Kehrseite der Freiheit zugleich Entsolidarisierung, Vereinzelung und Einsamkeit mit sich gebracht habe. Es gehe um eine anerkennende Kommunikation in einer vernetzten, bewegten Welt, um eine Ermächtigung der Betroffenen. „Das Gegenüber zu sehen und ernst zu nehmen, frei zu reden und auf Gegenargumente einzugehen, sich im besten Fall irritieren zu lassen, Fragen nicht gleich mit Antworten zuzudröhnen, auf Widersprüche einzugehen, auf Phrasen zu verzichten, sich nicht hinter Parteiprogrammen zu verschanzen, vielleicht sogar eigene Zweifel und Ängste zu thematisieren – das sind Elemente einer solchen sprachlichen Offenheit“ (126). Für mich Selbstverständlichkeiten, die aber mittlerweile alles andere als selbstverständlich sind, sondern stets neu errungen werden müssen. „... wenn das Wie des Sprechens das Was der Politik mit ausmacht, dann ist das Verständnis von Sprache entscheidend. Es ist nicht schwer, zynisch, populistisch und verbittert zu sein, nicht schwer zu sagen, was nicht geht, nicht schwer, andere schlechtzumachen. Trauen wir uns dagegen, offen zu bleiben, angreifbar zu sein, verletzlich zu sein und optimistisch. Das ist die wahre Herausforderung: Zuversicht“ (127).

Sofern wir der Verrohung unserer Gesellschaft entgegenwirken und unsere Demokratie erhalten wollen, gilt das, was Habeck in Bezug auf die Politik schreibt, für alle Bürgerinnen und Bürger gleichermaßen: eine Sprachsensibilität zu entwickeln und zu praktizieren, die den Diskurs miteinander ermöglicht. Ein kluges, engagiertes und lesenswertes Plädoyer als Beitrag für die Frage des Untertitels „Warum unsere Demokratie eine offene und vielfältige Sprache braucht“.



Bibliografie

Robert Habeck

Wer wir sein könnten

Warum unsere Demokratie eine offene und vielfältige Sprache braucht

128 S.

Kiepenheuer & Witsch, Köln 2. Aufl. 2018

ISBN 978-3-462-05307-4

Preis: 14,- Euro